

Das wichtigste Stück einer Sammlung ist das, was ihr noch fehlt

Das Bulletin lädt uns traditionell ein, besondere Kunstwerke der letzten Monate noch einmal zu würdigen. Am Ende einer erfolgreichen Saison haben viele bedeutende Artefakte den Besitzer gewechselt. Nun bekommen sie noch einmal eine eigene Bühne. Diese ist für uns Betrachter in mehrerer Hinsicht spannend: Einerseits setzen die erzielten Preise und Rekorde natürlich als solches ein Zeichen, der Kunstmarkt allerdings wird erst in der Gesamtschau offenbar, die das Bulletin ermöglicht. Andererseits sind diese Preise nicht zufällig zustande gekommen, sondern das Ergebnis vieler Vorbereitungen und schließlich der Begeisterung unserer Kunden.

Daher haben wir in diesem Jahr einen Text für Sie ausgewählt, der sich mit dem Sammeln beschäftigt: Philipp Blom ergründet in seinem aktuellen Buch „Sammelwunder, Sammelwahn“ die Motive verschiedener Kunstsammler. Ob die pure Freude an den schönen Dingen oder das Streben nach Transzendenz – es gibt viele Beweggründe dafür, Kunst zu sammeln. Und das ist auch gut so. Wir freuen uns, Ihnen zwei Auszüge aus dem Buch präsentieren zu dürfen und empfehlen die Lektüre!

The most important piece of a collection is that which is still missing

The bulletin invites us, as is customary, to savour once again the highlights of the last months. At the end of a successful season, important works of art have changed owners, yet they are given here the chance to take centre stage again. For us viewers this is fascinating in many ways: on the one hand the prices reached and records made give a signal of the state of the art market, which however is only apparent in the overall picture which the bulletin enables. On the other hand, these prices aren't reached by chance, but rather are the result of much preparation, and ultimately the excitement of our customers.

Therefore this year we have selected a text which concerns itself with collecting: in his current book "To have and to Hold", Philipp Blom studies the motives of various art collectors. Whether it be the pure delight in beautiful things or the pursuit of transcendency, there are many reasons for collection art. And that is how it should be. We are pleased to present you with two extracts und highly recommend the book as your summer reading!

Drei alte Männer

Von Philipp Blom

Oft, als ich noch ein Kind war und nachts nicht einschlafen konnte, aus Angst vor den Hexen und Dämonen unter meinem Bett, hielt ich mir das Bild meines Urgroßvaters vor Augen, wie er in seinem Armstuhl saß und las, so, wie ich ihn damals gesehen hatte, und wie meine Mutter ihn mir immer beschrieb. In meiner Vorstellung sehe ich ihn noch immer da sitzen, tadellos angezogen mit seinem dreiteiligen Anzug aus den 1940ern, mit einem Bausch weißen Haares über seiner Stirn, weichen, kurzgeschorenen Haaren über den Ohren und mit einem kleinen Bürsenschmurrbart unter der Nase, den er trotz jenes ungeliebten Österreichers, der sich mit einem solchen schmückte, niemals abrasiert hatte. Seine Anzüge waren korrekt, aber alt und, wie auch seine Hemden, abgewetzt am Kragen und an den Ärmeln — Zeugen der holländisch-calvinistischen Ideale ihres Trägers und Eigentümers. Um ihn herum waren die Rücken Tausender von Büchern auf Regalen, die die Wände emporrankten bis schier ins Unendliche.

Wieviel von diesem Bild wirkliche Erinnerung ist (er starb 1974, als er vierundneunzig war und ich vier) und wieviel sich in meinem Kopf aus Photos und Geschichten zusammengefunden hat, ist unmöglich zu sagen, aber meine Bewunderung für seine Neugier und sein Wissen war so stark, daß sie sich mir bis heute erhalten hat — damals aber, als ich vielleicht zehn, elf Jahre alt war, strahlte seine Erscheinung so viel Autorität und Güte aus, daß keiner der Dämonen, die die Nacht bedrohten, dagegen ankam. Wieder und wieder war mir erzählt worden, wie er sein Leben mit eigenen Händen förmlich aus dem Nichts geschaffen hatte, daß er ein großer Sammler von Büchern und Kunstwerken war, ein Mann von immenser Bildung. Ich war stolz darauf, sein Urenkel zu sein.

Willem Eldert Blom hatte sein Berufsleben als Tischlerlehrling begonnen und starb als reicher Mann; nicht im finanziellen Sinne, aber im Besitz eines Lebens voller unwahrscheinlicher Abenteuer und Wißbegier, mit deren Hilfe er nicht weniger als siebzehn Sprachen gemeistert hatte, mit einem Dokortitel in Russisch, den er mit fünfundachtzig erhielt (danach begann er mit Chinesisch), und einer Bibliothek, die dreißigtausend Bände umfaßte. Einige Relikte dieser Schatzkammer hatten ihren Weg in unsere Wohnung gefunden: alte, schwere Bibeln mit steifen, ledernen Einbänden, groß wie Grabsteine; Klassiker in Griechisch und Latein; medizinische Bücher aus dem achtzehnten Jahrhundert; eine hölzerne Traversflöte, die er selbst gespielt hatte und auf

der auch ich als kleines Kind unter seiner Anleitung versuchte, Töne hervorzubringen; einige Ölbilder und Drucke, darunter ein Blatt von Rembrandt, auf das ich jetzt von meinem Schreibtisch aus sehen kann — und eine Karte der biblischen Welt, auf welcher der genaue Ort des Paradieses bezeichnet war (nahe bei Bagdad). Dies war die erste — mythische — Sammlung, an die ich mich erinnere.

Das Leben meines Urgroßvaters, so scheint es mir jetzt, ist in vielerlei Hinsicht verwandt mit dem anderer Sammler, deren Interesse an der Welt es ihnen erlaubte, die Grenzen ihrer Zeit und ihrer Herkunft zu überwinden. Im Anschluß an seine Arbeit in der Tischlerei hatte er sich nachts selbst Griechisch und Latein beigebracht, später wurde er Übersetzer für skandinavische Sprachen und ging nach New York, um als Teeschmecker zu arbeiten. Nach seiner Rückkehr in die Niederlande wurde er nacheinander Börsenhändler, Fabrikmanager, Keksfabrikant (er fand, es gäbe keine guten Kekse in Holland), dann wieder Börsianer und schließlich Schwänefütterer. Diese letzte, recht harmlose Beschäftigung war ein listiger Deckmantel. Nach seiner Pensionierung verließ Willem jeden Tag das Haus mit einer Tüte Brotkrusten. »Mutter, ich gehe die Schwäne füttern«, sagte er in dem ihm eigenen entschiedenen Ton zu seiner Frau, Godefrieda. Dann nahm er den Bus zum Bahnhof, Leiden Centraal, und von dort den Zug nach Amsterdam, wo er ein Antiquitätengeschäft hatte. Godefrieda hätte sich niemals damit abgefunden, daß ihr Mann, der immerhin eine gewisse Stellung in der Gesellschaft hatte, ein bloßer Krämer war, und er selbst war nie auf häusliche Streitereien erpicht. Der Betrug flog erst nach Jahren auf, als eines Nachts in das Geschäft eingebrochen wurde und Godefrieda darüber in der Zeitung las.

Das Geschäft, De Geelfinck (Der gelbe Fink), war weniger dazu da, Geld zu verdienen, als eine persönliche Laune, ein Ort, an dem Willem Kuriositäten, Kunstwerke und Bücher ansammelte, die zufällig auch käuflich waren. Stücke, die er nicht verkaufen wollte, nahm er mit nach Hause. Ein Photo von 1965 zeigt ihn an der Tür seines Geschäfts, im Souterrain, umgeben von Dingen von großem Wert und anderen, die scheinbar völlig wertlos waren, Zeugen seiner Sammelleidenschaft und seines undurchdringlichen Sinns für Humor: Riesige Schlüssel waren darunter, die nichts aufschlossen, der Backenzahn eines Elefanten (auf einer Karte, die daran hing, stand: Replaces an entire set of dentures) und verschiedene, von Hand ausgeschnittene Kartons mit eigenen Versen in nicht ganz geläufigem Englisch: Step in old man / (Don't call me >old man<) / Into this jolly old antiques shop / Old girl (don't call me >old<) and

when / You've looked around from floor to top / You'll find it such a jolly old shop / Where old jolly things in legion abound / Old Man, Old Girl, look freely around / (Don't call me old, or I'll call the hound). *Willem selbst steht neben seinem pièce de résistance: einem ägyptischen Sarkophag, der später an ein Museum verkauft wurde. Im Geschäft lagerten Hunderte von Büchern, vom sechzehnten Jahrhundert (Bibeln waren eine Spezialität des Hauses) bis zu abgegriffenen Taschenbuch-Krimis, russische Ikonen und holländische Landschaften in Öl, Porzellan und javanische Puppen, afrikanische Masken, holländisches Zinn, Delfter Kacheln, Vasen, Ketten japanisches Lackwerk und Langspielplatten: ein Reich, in dem er lebte und für dessen Weiterbestehen er es in Kauf nahm, daß sich gelegentlich ein Kunde dorthin verirrt.*

Heute ist in dem langgestreckten Raum ein Laden für chinesische Kochutensilien untergebracht. Nebenan verkauft man Souvenirs (Windmühlen, bemalte Holzschuhe und goldfarbige Eiffeltürme) und Blumen. Während der Saison ist der Bürgersteig voller bunt blühender Tulpen. Die Aura von Willem Eldert Blom und seiner lebenslangen Suche, zu verstehen, wie es eigentlich gewesen ist, hat sich über die Regale unserer Wohnung auf mich übertragen. Der Löwenanteil seiner Bibliothek verschwand irgendwo in den Tiefen der Archive der Universitätsbibliothek Leiden.

Three Old Men

By Philipp Blom

When, as a child, I had trouble going to sleep at night, afraid of witches or demons under my bed, I took comfort in imagining my great-grandfather, sitting in his armchair and reading, as I had seen him do and as my mother, who had grown up in his house in Leiden, in the Netherlands, had always described him to me. In my mind's eye he is still sitting there, impeccably dressed in 1940s fashion in a three-piece suit, with a tuft of white hair above his forehead and a trim half inch around the sides of his head, a little brush of moustache underneath his nose (a

fashion he had not renounced despite the unloved Austrian who had also sported it). He was dressed correctly rather than elegantly. His suits all old but serviceable and, like his shirts, worn out at the cuffs and collars, testaments to their owner's parsimonious living and Calvinist ideals. He was surrounded by the spines of thousands of books on shelves climbing the wall up to the ceiling.

How much of this image is really memory (he died, aged ninety-four, when I was four), and how much had reconstituted itself in my head out of stories and photographs is impossible to say, but my admiration for his curiosity and learning was such that I never let go of it. It was an image of immense authority and kindness, and I was sure no demon could possibly have the daring to challenge him. He had been, so I had been told time and again, a great collector of books and works of art, a self-made man of immense erudition, and I was intensely proud of him.

Willem Eldert Blom had started life as a carpenter's apprentice and died a rich man – not in financial terms, but having had a life full of improbable adventures and learning, which had led him to master seventeen languages, receive a doctorate in Russian at the age of eighty-five (after which he set out to learn Chinese), and amass a library of some thirty thousand volumes. Some relics of this treasure trove had found their way into our house: old, heavy bibles in stiff leather bindings large as tombstones, classics in Greek and Latin, medical books from the eighteenth century, a wooden traverse flute, which he had played and had taught me to play a little, and some paintings and prints, including one sheet by Rembrandt, which now hangs near my desk. This was the first collection, or memory of a collection, that I remember.

His life, it appears to me now, bears much resemblance to those of other collectors, whose interest in life allowed them to overcome the limitations of their time and upbringing. Having studied Latin, Greek and ancient languages at night, after finishing his day at the carpenter's shop, he became a translator, and then went to New York – as a tea taster, of all things. He returned to the Netherlands to become successively a stockbroker, a manager, a biscuit manufacturer, a stockbroker again, and a feeder of swans. This last innocent occupation was a cunning cover. After retiring from his job, he would leave the house every morning carrying a bag of bread crusts. 'Mother, I'm going to feed the swans,' he would say to his wife, Godefrieda, take a bus to the train station, Leiden Centraal, and from there a train to Amsterdam, where he had an antique shop, De Geelfinck.

Godefrieda would have never approved of a man of his position entering into trade, and he had never been keen on domestic arguments. The deception was only discovered years later, when his shop had been burgled and she read about it in the paper.

De Geelfinck, The Yellow Finch, was by all accounts less of a shop than a personal indulgence, a place in which Willem amassed curiosities, works of art and books, which were also for sale, subsidizing his passion for more and rarer items. Those pieces that he did not want to sell he would take home. A photograph from about 1965 shows him in the door of his shop, slightly below ground level, surrounded by things of great value and others of no value at all, bearing testimony both to his collecting passion and to his inscrutable sense of humour: huge keys (nobody knows what to), the back tooth of an elephant (a card affixed to it reads: *Replaces an entire set of dentures*), cardboard messages in verse in touchingly not-quite-colloquial English (*Step in old man! (Don't call me 'old man')/ Into this jolly old antiques shop/ Old girl (Don't call me 'old') and when/ You've looked around from floor to top/ You'll find it such a jolly old shop/ Where old jolly things in legion abound/ Old Man, Old Girl, look freely around./ (Don't call me old, or I'll call the hound)*). He himself stands next to the *pièce de résistance*: a real Egyptian sarcophagus, which later went to a museum. Inside the shop were hundreds of books ranging from the sixteenth century (bibles a speciality) to modern paperback thrillers, Russian icons and oil paintings, pieces of porcelain, Javanese dolls, African masks, Dutch pewter, Delft tiles, vases, necklaces, antique kitchen utensils, Japanese lacquer and gramophone records. Today the basement where his burrow once was houses a shop for Chinese cooking utensils. The shop to the left sells souvenirs (windmills, painted wooden clogs and gold-coloured plastic Eiffel Towers), the one to the right flowers. In season, the entire space is filled with brightly coloured tulips.

The aura of Willem Blom and his lifelong search for enlightenment in books and old treasure was transferred not just to my parents' shelves and walls; most of his library went to the University of Leiden.

Der Fabrstuhl zum Himmel

Sie war so enorm, daß sogar die schmeichlerischsten seiner Bewunderer nichts anderes tun konnten, als sie, entgegen aller Evidenz, ganz zu ignorieren; wie Hefeteig wuchs sie und dehnte sich weiter und weiter im Lauf der Jahre, ein alles überwucherndes Symbol für die Fähigkeit ihres Eigentümers, kostbare Stücke zu wittern, wo immer sie sich befinden mochten; J. Pierpont Morgan lebte mit einer Nase von wahrhaft grotesken Ausmaßen.

Karikaturisten liebten Morgan nicht nur wegen seiner Nase, die es ihnen erlaubte, ihren Eigentümer zu einem einzigen porigen Zinken mit Scheckbuch zu reduzieren, die die Welt nach Schätzen durchschnüffelte oder einfach alles mit einem riesigen, dollarförmigen Magnet anzog. J. Pierpont Morgan (1837/1913) hatte seine Jugend in materiellem Wohlstand verbracht, doch ohne die notwendige seelische Geborgenheit. Sein Vater war ein erfolgreicher Banker, der Junge, der neunmal die Schule wechselte, sah ihn selten. Als Kleinkind hatte der Knabe unter Krämpfen gelitten, und die Kränklichkeit wurde Teil seines Lebens. Sein frühes Tagebuch zeigt bereits den Willen zur Kontrolle, der ihn zu einem so phänomenalen Geschäftsmann werden ließ. Während die Beschreibungen seines Alltags knapp und neutral gehalten sind (»Mutter krank«, »Tanzschule. Damen zum Tee«, »Vater kam nicht nach Hause«¹) und nur ahnen lassen, was das Kind beschäftigte, sind die Ränder der Seiten mit Aufstellungen und Listen übersät: Aufstellungen der Anzahl der Tage, die sein Leben bis dahin umfaßte, und der Anzahl der Tage, die ihm im Jahr noch blieben, Listen der Orte, an denen er gelebt hatte, und der Seiten mit wichtigen Einträgen im Tagebuch, der Initiale der Mädchen, mit denen er ausgehen wollte, und eine Liste aller Briefe, die er bekommen und verschickt hatte, inklusive Portokosten. In dem kleinen Winkel der Welt, in dem sein Wille etwas bewegen konnte, behielt Pierpont, das stellte sich bald heraus, die Dinge gerne unter Kontrolle. Das bewegte Berufsleben seines Vaters, die häufigen Krankheiten und psychischen Probleme seiner Mutter, seine eigenen andauernden Schulwechsel, mit dem Fehlen von Freunden und Sicherheiten, die ein solches Leben mit sich bringt: all das mochte außerhalb seiner Kontrolle sein. Die Kosten der Briefmarken aber und die Tage des Jahres sollten ihm nicht so einfach davonlaufen.

Nach einer freudlosen Kindheit konnte der junge Mann seinen Augen kaum trauen, welche Welt sich ihm auftat, als er 1853 auf

eine Reise nach Europa geschickt wurde. Die Kunstschätze, der geschichtliche Reichtum und die Schönheit der Städte um ihn herum faszinierten ihn, und als er nach drei Jahren auf einem teuren Schweizer Internat nach London zurückkehrte, weil die Karriere des Vaters die Familie dorthin trieb, war Pierpont glücklich. Seine Schule hatte er als nichts weiter gesehen als eine Falle für reiche Ausländer. Die Reisen in die Umgebung aber gefielen ihm, und bald schon gesellten sich zu den Einträgen im Tagebuch Aufstellungen über die Eintrittspreise verschiedener Museen, die an Bettler vergebenen Almosen, Ausgaben für Blumen, Eau de Cologne, Pralinen und dergleichen Spuren des erwachenden Mannesalters mehr. Alle Einträge waren in örtlicher Währung, ebenso die Arzthonorare, die regelmäßig auftauchten.

Mit dem Ende seiner Schulzeit war Pierpontos Erziehung, die sein Vater für ihn ins Auge gefaßt hatte, nicht abgeschlossen. Die nächste Station war die Universität Göttingen. In der Schweiz hatte er Französisch gelernt, jetzt sollte er sein Deutsch vervollkommen. Pierpont machte das Beste daraus, stellte einen Diener an und nahm die Vorlesungen nicht allzu ernst. Sein größtes Problem sei seine Unfähigkeit, auf deutsch zu flirten, meinte er, wenn er auch bald begriff, daß seine Hilflosigkeit den scheuen und wohlhabenden Ausländer nur noch liebenswerter erscheinen ließ. Die Universität sah ihn selten, Pierpont hatte anderes zu tun.

Als sich der Eintritt in die väterliche Bank nicht länger hinauschieben ließ, verbrachte Morgan die nächsten Jahre damit, beruflich durch Europa und die Vereinigten Staaten zu reisen. Er heiratete, aber seine Frau starb an Tuberkulose, als er selbst erst vierundzwanzig Jahre alt war. Wenn auch sein Leben von Trauer und dauernder Krankheit überschattet war, seiner Begabung für das Geschäftliche tat dies keinen Abbruch, und sein fast übersinnliches Gespür für lukrative Investitionen in einer Zeit des wirtschaftlichen Booms machte ihn sehr schnell sehr reich. Er mochte den Wohlstand und lebte bald mit allen Paraphernalien eines Moguls der Gründerzeit. Er heiratete wieder und schien sich in seinen Rollen als Finanzier und Familienoberhaupt wohl zu fühlen.

Drei erfolgreiche, wenn auch sonst wenig bemerkenswerte Jahrzehnte waren vergangen, als sich eine gewisse Unruhe bei Bankier Morgan bemerkbar machte. Inzwischen fast sechzig, erinnerte sich der Geschäftsmann zurück an die Zauber seiner Jugend in Europa und an die dort gesehenen Kunstschätze. Er fing an, sich mit schönen Stücken zu umgeben, und er war nie ein Mann gewesen, der

sich mit Halbheiten zufriedengab. Bald schon wurde seine Schwäche für Kunst, Bücher und Antiquitäten zu einer fast bulimischen Leidenschaft, und in seinem mehrere Jahrzehnte andauernden Kaufrausch wußte er selbst oft nicht mehr, was er bereits besaß oder was aus einzelnen Stücken geworden war. In einer handgeschriebenen Notiz an seinen Bibliothekar (er besaß eine unvergleichliche private Sammlung von Manuskripten, Inkunabeln und raren Büchern) erkundigte sich der Tycoon etwa nach einer Bronzestatue des Herkulesknaben, die Michelangelo zugeschrieben wurde und die Morgan, wie er den Büchern entnahm, vor einiger Zeit für 10.000 Dollar gekauft hatte. Die Antwort, in grüner Tinte, lautete: »Die Bronze ist in Ihrer Bibliothek, direkt gegenüber von Ihnen, wenn Sie in Ihrem Stuhl sitzen. Sie ist seit etwa einem Jahr dort.«²

Morgan kaufte, als saßen ihm Dämonen im Nacken. Geld spielte keine Rolle, wenn nur die Objekte außergewöhnlich, einzigartig waren. Der Sammler selbst notierte sarkastisch, die drei teuersten Worte lauteten *unique au monde*, egal in welcher Sprache. Es war Morgan, der den Wert dieser Worte immer wieder aufs neue bezifferte. Der Reichtum der europäischen Geschichte, der ihn als jungen Mann so beeindruckt hatte, hatte ihn nun wieder eingeholt, und Morgan beschloß, sich und all dieser Schönheit in seiner New Yorker Residenz ein Denkmal zu setzen. Als er das Gebäude, heute die Pierpont Morgan Library, 1906 umbauen ließ, war ihm nichts zu teuer: Istrischer Marmor für die Kamine, Feuereisen aus dem Padua des sechzehnten Jahrhunderts, originale hölzerne Decken und andere Details, die aus Europa zusammengekauft worden waren — darunter auch ein großer Gobelin, der einstmals Kardinal Mazarin, selbst ein fanatischer Sammler, gehört hatte. Morgans Geschmack war das Resultat seiner lebenslangen Reisen und eines völligen Mangels an Skrupeln, wenn es darum ging, Stile zu mischen. Die Idee, daß es des Guten zuviel sein konnte, war ihm fremd. Selbst sein Agent Charles Follent McKim sah sich einmal bemüßigt, seinen Klienten zur Zurückhaltung zu mahnen: »Der Kamin von Chateau D'Arnay ist zweifelsohne von großem Wert, aber vielleicht wäre es angemessen, für ein Gebäude im Renaissancestil nach einem entsprechenden italienischen Stück zu suchen«³, merkte er vorsichtig an. Selbstverständlich wurde er ignoriert.

Während die Residenz in New York in einer Bankiersversion europäischer Pracht gebaut wurde, war der Großteil der Sammlung, die sie füllen sollte, aus Steuergründen noch im Londoner Exil. Ein Besucher in Morgans Haus in Princes Gate, der Bischof von Massa-

chusetts, stellte mit Verblüffung fest, daß im oberen Salon Gemälde von Gainsborough, Rembrandt, Hals, Velazquez und van Dyck hingen, umgeben von Louis-XV-Möbeln, Sèvres-Porzellan, Antiken, Miniaturen von Holbein, Nicholas Hilliard und Isaac Oliver und einer großen Anzahl juwelenbesetzter Dosen und Kästen.

Morgan war zu intelligent, um sich nicht selbst in seiner extravaganten Sammlung wiederzuerkennen. Im Ostraum des New Yorker Hauses hing ein Brüsseler Gobelin, der den Triumph der Habgier darstellte. Heute steht das Gebäude seltsam geduckt unter den sich türmenden Fassaden von Manhattan. Der Kunsthistoriker Bernard Berenson beschrieb es boshaft als ein »Pfandleihhaus für Krösus«. Die Inneneinrichtung, die ihn zu diesem Kommentar inspirierte, ist originalgetreu erhalten. Die Neo-Renaissance-Bibliothek ist eine Schatzkammer moderner und mittelalterlicher Autographen, die in keiner anderen privaten Sammlung ihresgleichen hat. Sie enthält einige der wertvollsten Werke auf Papier, die der Okzident hervorgebracht hat. Alle Genres und Genies aus Literatur und Musik scheinen hier vertreten zu sein, angefangen mit zwei Gutenberg-Bibeln, dem Stundenbuch des Kardinals Farnese, Manuskripten von Mahler, Beethoven, Mozart und Bach, über Briefe und Notizbücher von Shelley, Ben Jonson, Dickens und Robert Burns, Originalzeichnungen von Blake, Shakespeares Folios, die Werke von Sir Thomas Browne in frühen Ausgaben, bis hin zum einzigen erhaltenen Manuskript von Miltons *Paradise Lost* — die Liste scheint unendlich und unendlich die Reichtümer.

Morgans Arbeitszimmer, das durch eine gewölbte Rotunde mit historischen Fresken zu erreichen ist, ist trotz oder wegen dieses Überflusses ein seltsamer Ort. All die großartigen Werke, die überall stehen und hängen, an der Wand, auf dem Sims der Täfelung und auf Tischen, Meisterwerke mittelalterlicher Maler, originale Kirchenfenster, italienische Renaissance-Reliefs, die Perugino, Botticelli, Cima da Conegliano und Raphael zugeschrieben werden, das berühmte Doppel-Portrait von Luther und seiner Frau Katharina von Bora, wunderbare Renaissance-Bronzen (darunter auch der von seinem Eigentümer inmitten des Überflusses übersehene Herkules) — und doch: Der Eindruck, zu dem sich das Ganze fügt, ist der eines beengten Viktorianismus, einer muffigen, vollgestopften Plüschwelt, in der zufällig jedes Stück Nippes einzigartig und unermesslich wertvoll ist.

Morgan war einer der wichtigsten amerikanischen Sammler, die am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mit einem Bündel Blan-

koschecks im Gepäck nach Europa reisten und geradezu mißtrauisch wurden, wenn ihnen ein Stück für weniger als eine sechsstellige Summe angeboten wurde. Sie hatten sich zum Ziel gesetzt, jedes große Kunstwerk einzukaufen, das auf den Markt kam oder dessen sie sonstwie habhaft werden konnten. Es war das goldene Zeitalter der Wirtschaftsbarone, und die reichsten unter ihnen, William Randolph Hearst, Andrew Mellon, John D. Rockefeller junior, Henry Clay Frick, Andrew Carnegie, Benjamin Altman, Samuel Kress und eine Handvoll mehr, schienen sich in den Kopf gesetzt zu haben, Europa leer zu kaufen und in kürzester Zeit mehr Schätze anzuhäufen als irgendeiner vor ihnen — von Rudolf II. und Napoleon einmal abgesehen. In einem jungen Land zeigten sie einen enormen Appetit für alles, was alt war. Im Land der Freien gelüstete es sie nach den Requisiten derer, deren Reichtum durch Sklaverei und Leibeigenschaft zustande gekommen war. In der größten Demokratie der Welt erfanden sie eine neue Aristokratie, die sich mit den Federn der alten schmückte.

¹ Zitiert in Strouse, S. 38. (Strouse, Jean, Morgan – American Financier, New York 1999)

² Ebd., S. 486.

³ Ebd., S. 492.

Philipp Blom: *Sammelwunder, Sammelwahn. Szenen aus der Geschichte einer Leidenschaft.*
© der deutschsprachigen Ausgabe: 2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Philipp Blom, geboren 1970 in Hamburg, studierte Philosophie, Judaistik und moderne Geschichte in Wien und Oxford. Für „Der taumelnde Kontinent“ wurde er mit dem NDR-Kultur-Sachbuchpreis für das beste Sachbuch des Jahres 2009 ausgezeichnet. Heute lebt er als Schriftsteller und Historiker in Wien, wo er auch für den ORF moderiert.

An Elevator to the Heavens

It was so bulbous that even the most sycophantic of his admirers could do no better than to ignore it altogether; like leavened dough it seemed to expand further and further, a luminous symbol of its owner's capacity of sniffing out important pieces; by the time he reached old age J. Pierpont Morgan's nose had mushroomed to almost grotesque proportions.

Caricaturists had a field day with this organ, reducing its owner to little more than a porous snout with chequebook attached, prowling the world for treasure, or simply attracting the most precious pieces of the Old World with a gigantic, dollar-shaped magnet.

J. Pierpont Morgan (1837-1913) had spent his youth in material comfort and emotional uncertainty. The son of a successful American banker, he changed school nine times and saw little of his father. As a small child, he had suffered from convulsions and ill health stayed with him for much of his life. The boy's diaries show a mind intent on control. While the individual entries ('Mother Ill', 'Dancing school. Ladies to tea', 'Father did not come home'¹) give no more than a hint at what exercised him, the paraphernalia on the page bring it to life vividly: in addition to the dated entries are lists of days past and days remaining of the year, of places in which he had lived, together with the relevant page numbers of diary entries, the initials of the girls he fancied, and a list of all letters sent and received, including the cost of postage. Pierpont, it was clear, liked keeping track and asserting his control over the small corner of the world in which his will counted for something. His father's busy life, his mother's emotional instability and his own itinerant schooling with the accompanying lack of friends and certainties may have been beyond his power; the cost of postage and the days of the year, however, could not elude him as easily.

His upbringing was dour and unforgiving, as befits a businessman in the making, so a tour to Europe in 1853 proved to be a revelation: the art, the history and the sheer wealth of beauty he saw there fascinated him, and he was happy to find himself back in London three years later, when his father moved there in the latest step on the long path of his career. Pierpont was sent to Switzerland, where he was to attend an exclusive boarding school, the latest and last of the many he had been enrolled in. The boy was not impressed with what seemed to him a trap for paying foreigners, but did enjoy the travelling his new base enabled him to do, duly noting down entrance fees

to museums and money spent on alms for beggars, flowers, cologne, confectionary and the like. He made out his accounts in the correct currencies. Doctors' fees made regular appearances.

Morgan had not yet finished the education his father thought necessary for his son. He had learned French in Switzerland and was now sent to Göttingen University. Here Pierpont hired a servant and found the good life, declaring the biggest of his problems to be his inability to flirt in German, though he quickly came to understand that his helplessness endeared him to local girls. The university itself was not unduly burdened with the presence of the young American, who clearly was fully occupied already.

Having finished his education, Pierpont joined the family bank and spent the next few years travelling between Europe and the States. He married, but his wife died of consumption when he was only twenty-four. While his private life was overshadowed by tragedy and his health continued to trouble him, business was booming, and an almost psychic sense for the right investment in a time of tremendous expansion made Morgan a very rich man indeed. As such he lived in great style and with all the trappings of a nineteenth-century tycoon. He married again, and seemed happy in his roles as financier and *père de famille*. It was not until the change of the century, though, when he was in his sixties, that he hit his stride as a collector of European art and books. Once the passion had taken hold there was no going back. His ravenous appetite for all things great and exquisite meant that he himself often had little idea what precisely was in his possession. A note to his librarian inquiring about a sculpture of the infant Hercules, which was attributed to Michelangelo and which Morgan gathered from his account books he had purchased for \$10,000, was answered, in green ink, 'This bronze Bust is in your Library and faces you when sitting in your chair. It has been there for about a year.'²

Morgan continued buying as if there were no tomorrow. Money was no object, and objects were everything. The collector himself noted sardonically that the three most expensive words in any language were *unique au monde*. His European education had resulted in a very tactile passion for the past and for beauty. When he had his New York residence, now the Pierpont Morgan Library, remodelled in 1906, he furnished it with Istrian marble mantelpieces, sixteenth-century Paduan andirons, original wooden ceilings and other details scavenged from Europe, as well as a tapestry which he bought from Joseph Duveen and which had once belonged to Cardinal Mazarin, that other voracious collector of works of art. Morgan's taste was

'American eclectic' and derived from a lifetime of travel, the highlights of which he now sought to combine in one house, so much so that even his agent, Charles Follent McKim, saw himself called upon to advise restraint: 'While fully recognizing great merit of Chateau D'Arnay chimney piece we should strongly recommend a consistent Italian marble example in the building of Italian Renaissance design.'³

While the New York residence was appointed in European splendour most of the collection intended to fill it was still in exile, in London, where it was kept for tax reasons. A visitor to Morgan's house in Princes Gate, the Bishop of Massachusetts, recalled seeing in the upstairs drawing room paintings by Gainsborough, Rembrandt, Hals, Velazquez and Van Dyck, as well as Louis XV furniture, Sèvres porcelain, antiquities, miniatures by Holbein, Nicholas Hilliard and Isaac Oliver and a profusion of jewelled boxes.

The remodelling of the New York mansion, meanwhile, was progressing apace, and Morgan showed not only exacting taste, but also a sense of irony when he decorated his sumptuous East Room with a sixteenth-century Brussels tapestry, *The Triumph of Avarice*. Today, the Pierpont Morgan Library, the collector's legacy, stands almost pathetically squat among the towering rockscapes of Manhattan. Described by the art historian Bernard Berenson as 'a pawnbroker's shop for Croesus', some of its interior rooms have been faithfully preserved. The neo-Renaissance library is a treasury second to none for modern and medieval autographs; it contains some of the greatest treasures on paper of the West, with examples of seemingly every literary and musical figure of any renown, as well as a profusion of incunabula: two Gutenberg bibles, the celebrated *Farnese Hours*, manuscript scores by Mahler, Beethoven, Mozart and Bach, letters and notebooks by Shelley, Johnson, Dickens and Burns, original drawings by Blake, Shakespeare folios, the works of Sir Thomas Browne in early printings, the only surviving manuscript fragment of Milton's *Paradise Lost* - the list seems endless, and endlessly rich. In Morgan's study, across a vaulted rotunda with historicizing frescos, one impression above all is conveyed: despite the fine quality of the works displayed around the room, on the mantelpiece, on the ledge running round the walls, on the walls themselves and on the desk, despite the fact that there are masterworks by great artists in plenty, fine

medieval paintings, stained-glass windows, Italian Renaissance reliefs attributed to Perugino, Botticelli, Cima da Conegliano and Raphael (though later shown to be by a different hand), the famous double portrait of Luther and his wife, Katharina von Bora, exceptional Renaissance bronzes, etc., the overall sense is one of clutter, of stuff, of a room crammed with things, the apotheosis of a Victorian study in which each of the multitude of knick-knacks happens to be worth millions.

Morgan was one of a breed of American collectors that came to dominate the beginning of the twentieth century, men who underwrote the purchases of their agents in Europe with blank cheques and who were positively distrustful if they paid less than a six-figure sum for any major work of art they wanted. This was the age of the moguls, during which Morgan, together with (and competing against) William Randolph Hearst, Andrew Mellon, John D. Rockefeller, Jr., Henry Clay Frick, Andrew Carnegie, Benjamin Altman, Samuel H. Kress and a handful of others, seemed set on denuding Europe of its treasures, amassing more of them than anyone had done since Rudolf II and Napoleon, and sometimes more quickly than either of them. In their young country, the great collectors displayed a ravenous appetite for what was old, in the Land of the Free they craved the paraphernalia of the lives of those whose wealth had been earned by serfs and slaves.

¹ Quoted in Strouse, p. 38. (Strouse, Jean, *Morgan – American Financier*, New York 1999)

² *Ibid.*, p. 486.

³ *Ibid.*, p. 492.

Philipp Blom: To have and to hold : an intimate history of collectors and collecting.
Allan Lane, London 2002
© 2002 Philipp Blom

Philipp Blom was born in Hamburg in 1970 and read philosophy, Jewish studies and modern history at the universities of Vienna and Oxford. He was awarded the NDR Culture Prize for the best non-fiction work of 2009 for "Der taumelnde Kontinent. Europa 1900–1914" (The Vertigo Years. Change and Culture in the West 1900–1914). Today he lives and works as a writer and historian in Vienna, where he also presents for the ORF.